

Die Geburt meiner Mutter

Eine Kurzgeschichte

Matthias Heidrich

Schachen bei Herisau, im November 2011

Vorwort

Diese Geschichte beschreibt die Geschehnisse rund um die Geburt meiner Mutter Elisabeth im Jahr 1931 in Püschen (heute Stockum-Püschen) im Westerwald.

Nichts ist ungewöhnlich an dieser Geburt, und all ihre Umstände sind ganz normal für diese Zeit und diesen Ort.

Es ist also eine ganz normale Geschichte.

Vermutlich ist die Handlung deswegen nur für meine Verwandten interessant oder vielleicht noch für ein paar andere Menschen, die heute in Stockum-Püschen wohnen. Denn nur sie werden darüber schmunzeln können, wie völlig anders und doch so gleich es damals ausgesehen hat in unserem Dorf.

Ich habe mich bemüht, alle Umstände möglichst genau zu rekonstruieren, aber natürlich könnte sich im Detail vieles ganz anders abgespielt haben.

Ich habe bei meinen Nachforschungen mit vielen Leuten geredet und dabei sehr viel Interessantes erfahren, das in den Text eingeflossen ist. Dafür möchte ich mich bedanken.

Ganz besonders aber darf mich beim 98jährigen Hermann Leyendecker, dem Bruder von Elisabeths Mutter Maria, bedanken. Er hat mir geholfen, Licht ins Dunkel um den Vater meiner Mutter, Ferdinand-Josef Dewald, zu bringen, der schon 1933 gestorben ist. Als Hermann um 1930 eine Lehre in Büdingen gemacht hat, hat er ein paar Jahre lang werktags bei seiner Schwester Maria und bei Ferdinand-Josef in Püschen gewohnt.

Die Geburt meiner Mutter

Ferdinand-Josef Dewald stand am Fenster seines Stübchens und sah hinaus, wie der Regen auf den Eingangsweg prasselte. Der Wind tobte in den Obstbäumen, die den Weg umrandeten, fegte die Blätter von ihren Ästen und peitschte das Laub über die Wiese vor dem Haus. Den ganzen November schon war das Wetter so gewesen, und der Herrgott hatte auch an diesem Montag keine Ausnahme gemacht.

Ein kalter Schauer zog über Ferdinand-Josefs Rücken, und so bewegte er seine Schultern und Arme, um sich etwas aufzuwärmen. Er drehte sich um und blickte in den Raum, der von der Lampe an der Decke in ein gelbliches Licht gehüllt wurde. Auf dem Schreibtisch an der Wand glitzerte seine Taschenuhr im Lampenschein und lies ihn lächeln. Eine ganze Weile genoss er vom Fenster aus das goldene Glitzern, um schließlich zu dem Schreibtisch hin zu gehen, seinen Stolz in die Hand zu nehmen und ihn von nahem zu betrachten. Es war Viertel vor Acht.

Noch einmal ging Ferdinand-Josef zurück zu dem Fenster, an dem er einige Zeit verweilt hatte. Ein letztes Mal blickte er noch hinaus und sah, wie das Licht der Stubenlampe den Platz vor dem Haus durch das Fenster hindurch spärlich beleuchtete. Dann öffnete er eilig das Fenster, um schnell die Läden zuzuklappen und zu verriegeln. Es waren die letzten Läden, die noch offen gewesen waren. Die hinter dem Haus waren am Morgen erst gar nicht aufgemacht worden, und die restlichen hatte man am frühen Nachmittag schon wieder zugeklappt, als der Sturm immer mehr Kälte gebracht hatte.

Nachdem er auch das Fenster wieder verschlossen hatte, ging er zu dem geschmiedeten Ofen, der in der Zimmerecke stand und öffnete seine eiserne Tür. Das Feuer war niedergebrannt, und eine Ascheschicht bedeckte die Glut. Er nahm das Eisen, und während er damit vorsichtig in dem Ofen stocherte, kam die darunter liegende Glut zum Vorschein. Einen Augenblick lang genoss er die Wärme, die er in seinem Gesicht spürte, doch bald schon zuckte er mit zugekniffenen Augen zurück. Schließlich legte er noch zwei Holzscheite in die heiße Glut, schloss den Ofen wieder und setzte sich an den Schreibtisch, auf dem seine Taschenuhr auf ihn gewartet hatte, und auch die Zeitung von heute: **„Westerwälder Zeitung. Amtliches Blatt des Oberwesterwaldkreises, Montag, 9. November 1931“**

Unruhig rutschte er auf dem Schreibtischstuhl hin und her, während er sie durchblätterte: Weltwirtschaftskrise, Bankenkrise, Arbeitslosigkeit bei 23.9%. Nichts neues, dachte er sich, nur dass sich jeden Tag alles schlimmer anhört. Und überhaupt: Was ging es ihn an? Er hatte ein Haus, eine Familie, er war ein fähiger Mann, hatte eine gute Arbeit, um die ihn mancher beneidete, und er verdiente viel Geld. Alle in Püschchen und in der Umgebung hatten Arbeit. Fünf Steinbrüche gab es rund um den Stöffel; in denen gab es so viel Arbeit, dass die Männer von weither kamen, um hier das Brot für ihre Familien zu verdienen.

Das Beste, was man mit der Zeitung machen konnte, dachte Ferdinand-Josef, war, das Feuer damit anzuzünden. Oder man schnitt sie sorgfältig in Stücke der richtigen

Form und legte sie dann auf den Donnerbalken im Klohäuschen zur Verwendung nach erledigtem Geschäft.

Neben dem Ofen lag ein Stapel älterer Zeitungen, die dem Feuer noch nicht zum Opfer gefallen waren. Er holte sie auf seinen Schreibtisch und überflog die Artikel, die er längst kannte:

7. Oktober:

„Reichspräsident Hindenburg erlässt die 3. Notverordnung zur Sicherung von Wirtschaft und Finanzen und zur Bekämpfung von politischen Ausschreitungen“

Ferdinand-Josef überflog den Artikel: Eine Rentensenkung und ein Nothaushalt waren da verordnet worden, und die Schließung von „Sammelstätten staatsgefährlicher Betätigung“. Gegen die Schlägertrupps der rechten Parteien wollte Hindenburg damit vorgehen, dachte Ferdinand-Josef, gegen diese paramilitärischen Verbände, wie man das vornehm nannte, die durch die Städte zogen und jeden zusammen schlugen, der aussah wie ein Sozialist. Vor allem SA-Unterkünfte der NSDAP hatte man dann geschlossen – oder versucht zu schließen.

Als er die Titelseite der Zeitung vom 8. Oktober hervornahm, erinnerte er sich schnell: Da war endlich das komplette Kabinett Brüning zurückgetreten, das immer nur neue Notverordnungen zustande gebracht hatte! Aber was war dann zwei Tage später passiert? Hindenburg hatte diesen dummen Brüning mit der Bildung einer neuen Regierung beauftragt!

11. Oktober:

„Hindenburg und Brüning empfangen Hitler“

Ferdinand-Josef schüttelte den Kopf und dachte: Der Hindenburg wollte es schaffen, dass Brünnings Regierung Ideen von diesem Hitler übernimmt, damit weniger Leute die NSDAP wählen!

12. Oktober:

„Treffen der Vertreter der <Nationalen Opposition> in Bad Harzburg“

NSDAP, DNVP, Stahlhelm, Reichslandbund und die Vereinigung Vaterländischer Verbände hatten sich da getroffen. Von Aufmärschen ihrer „paramilitärischen Verbände“ war da die Rede gewesen und davon, dass die Führer dieser äußersten Rechten ihren „gemeinsamen Willen zum Sturz der Regierung“ betonten.

13. Oktober:

„Einmonatige deutsch-französische Beratungen über die Reparationsfrage haben begonnen“

Ferdinand-Josef kam die Galle hoch: Diese scheiß Franzosen! 13 Jahre war der Krieg schon vorbei, und kein Mensch hatte ihn gewollt! Und erst vor einem Jahr hatten sich

die letzten dummen Franzosenköpfe aus dem Rheinland verzogen, und in Köln und Koblenz waren sie auch noch so lange gewesen.

Er wusste noch gut, wie alles angefangen hatte 1914. Im vierten Jahr war er damals Bürgermeister gewesen. Zuerst hatte es die Generalmobilmachung gegeben, über die sich noch jeder belustigt hatte. Aber irgendwann war dann die Angst ins Dorf gekommen: Würde es denn wirklich Krieg geben? Müsste der eigene Mann ins Feld ziehen? Müsste man selbst in den Krieg? Müsste der eigene Sohn losziehen, und käme er zurück? Und als es dann soweit gewesen war, da hatten die Weiber geheult und die Männer geflucht. Geflucht auf Kaiser Wilhelm und dann auf die Franzosen. Und dann hatten sie auch schon losmarschieren müssen über den Rhein in Richtung Frankreich.

Wieso war auf einmal der Krieg da gewesen? Wer war schuld gewesen? Keiner hatte es gewusst und keiner hatte es verstanden, und im ganzen Westerwald hatte es keinen einzigen gegeben, der den Krieg gewollt hatte! Und am Ende waren drei Männer aus Püschchen nicht mehr zurückgekehrt aus dem Feld. Scheiß Franzosen! Sollten die bezahlen lassen, die den Krieg gewollt hatten!

„Josef!“ schallte es die Treppe herunter.

Ferdinand-Josef zuckte zusammen, schaute auf und ärgerte sich: Was tat die Frau für ein Geschrei da oben? Er dachte nach: Maria hatte nach dem Essen abgewaschen und das Geschirr in die Schränke geräumt. Dann war sie in den Stall gegangen, um die beiden Kühe zu melken und, von dort zurückgekommen, war sie mit Hans-Josef die Treppe hoch gegangen, um ihn ins Bett zu bringen. Im April war der Junge schon zwei geworden, schlief längst nicht mehr in seiner Wiege, sondern in einem großen Bett mit hohen Brettern rundum, und wenn er jetzt schlafen sollte in seinem Gefängnis, machte er immer ein Geschrei wie ein Ferkel beim Schlachten. Maria blieb deswegen immer bei ihm, bis er einschlief. Frauen konnten Kinder halt nicht schreien lassen, dachte er.

Wieder ertönte Marias Stimme von oben, diesmal noch lauter als zuvor: „Josef, Du musst die Hebamme holen, es ist so weit!“

Da fuhr er zusammen wie vom Blitz getroffen, und im nächsten Augenblick schon sprang er auf und stürmte zur Stubentür. Als er aber den Türgriff in die Hand genommen hatte, hielt er inne. Was war er so aufgeregt? Hatte er vor, einen Narren aus sich zu machen? Sollte er hoch zu Maria stürmen und Majonetnoch¹ und Achdauallmächtischer² schreien? Er war kein Weib, er war ein Mann, und er würde Stärke zeigen! Dauernd wurden Kinder geboren, und heute war eben Maria dran, eines zur Welt zu bringen. Die ersten beiden Male war es ja auch gut gegangen.

¹ Majonetnoch: „Mein Gott nicht noch“, etwa: Ach Du lieber Gott

² Achdauallmächtischer: „Ach Du Allmächtiger“

Die Tür, die von seinem Stübchen zur Küche führte, knarrte, als er sie öffnete. Schnell ging er zur Mitte des Raumes und bewegte seine Hand hoch zu der Lampe, die dort an der Decke hing. Er ergriff die Schnur und zog sie nach unten. „Klick!“, und die Glühbirne begann die Küche mit Licht zu erfüllen. Als er dann die Tür von der Küche zum Hausgang öffnete, fiel etwas Licht von der Küchenlampe hinaus und hüllte das kalte Treppenhaus in ein fahles Licht. Ferdinand-Josef trat in das Halbdunkel und ging zur Treppe, doch nur zögernd begann er, sie hinauf zu steigen.

„Komm nicht rein, Josef“, rief Maria ihm da entgegen. „Sag der Hebamme, dass das Wasser gekommen ist. Und bitte eil Dich!“

Ferdinand-Josef war sehr erleichtert über die Abweisung seiner Frau und versprach: „Du musst keine Angst haben, Maria, ich eil mich!“

Während er sich umdrehte und eilig zurück zur Küche schritt, wurde ihm klar, was ihm nun bevorstand: Bei dem Sauwetter musste er also nach Rotzenhahn³! Das Wasser lief in Strömen die Straße nach Bellingen herunter, und oben in Püschchen und in Stockum würde es in riesigen Tümpeln auf der Straße stehen. Den Drahtesel konnte er unmöglich nehmen, denn das Kopfsteinpflaster war zu rutschig, und der Sturm würde ihn von der Straße fegen.

Als er die Küchentür öffnete, strömte ihm wieder wohlige Wärme entgegen, und so hastete er hinein und schloss schnell die Tür hinter sich. Neben dem Kohleherd hingen seine Kleider auf einer Wurstkordel zum Trocknen. Er hatte sie ausgezogen, als er heute von seiner Arbeit in Stockum heim gekommen war. Das Leinenhemd und der warme Winterpullover, den Maria ihm im vergangenen Herbst aus Schafswolle gestrickt hatte, waren trocken. Die dicken Wollstrümpfe aber waren noch feucht und die Leinenhose noch nass. Doch er hatte keine Wahl: Hastig zog er sich bis auf die Unterwäsche aus, legte Hemd, Pullover und Socken und sodann auch die nasse Leinenhose an. An der Wand hing sein Mantel auf einem Bügel und daneben sein Hut. Er zog den Mantel über, der zwar feucht war, ihn aber doch vor Wind und Regen schützen würde, ebenso wie der Hut, den er sich schließlich auf den Kopf setzte. Er schaltete das Licht wieder aus, schloss die Küchentür hinter sich und eilte zur Haustür, wo er seine Lederschuhe anlegte.

Als er die Türe öffnete, empfingen ihn der Regen und der kalte Wind, der um das Haus herum wirbelte.

Mit der rechten Hand hielt er seinen Hut fest, während er sich beeilte, mit der linken die Haustür zu schließen. Er schritt über den Eingangsweg und versuchte erst gar nicht, den vielen Pfützen auszuweichen, denn dazu war es viel zu dunkel.

Ein gewaltiger Blitz schoss vom Himmel, und für einen Augenblick war Ferdinand-Josefs stolzer Wohnsitz taghell erleuchtet: Der Eingangsweg mit den Obstbäumen,

³ heute Rotenhain

das Haus mit dem Stall dahinter, die Wiese, das alles rechteckig umrahmt von einer meterhohen Weißdornhecke. Die einzige Lücke in dieser Hecke war dazu gedacht, den Eingangsweg in den Pflasterweg münden zu lassen, der von Bellingen hochkam und an dem Haus vorbei hoch nach Püschen führte, Bellinger Weg genannt.

Als Ferdinand-Josef durch ebendiese Lücke schritt, verließ er den Windschutz seiner Hecke, und der Sturm traf ihn augenblicklich mit aller Wucht. Einen Moment lang blieb er stehen, um seine Lage zu überdenken. Er stand auf dem Bellinger Weg, über dessen Pflaster das Regenwasser in Strömen zum Käsbach hinunterfloss. Gerne hätte er die Abkürzung quer über die Wiese hinüber zum Rotzenhahner Bahnhof genommen, einen schmalen Weg, den man bei schönem Wetter sogar mit dem Drahtesel nehmen konnte. Heute aber, nach tagelangem Regen, war der Weg ganz sicher zum Sumpf geworden, und ihn jetzt in völliger Dunkelheit nehmen zu wollen, hätte gewiss mit einem Beinbruch geendet. Es war klar: Er musste hoch nach Püschen laufen, dann hinüber nach Stockum und schließlich hinunter zum Bahnhof. Und letztlich war natürlich auch noch den Weg hoch nach Rotzenhahn zu machen.

Entschlossen schritt er also den Weg hinauf in Richtung Püschen. Die Gewitterwolken verdeckten den Blick auf die Sterne, und auch von Püschen her waren keine Lichter zu sehen, denn natürlich hatte jeder seine Läden zugeklappt bei dem Sturm: Es war so dunkel, dass er die Hand vor Augen nicht sehen konnte. Längst waren seine Füße schon nass, so stark floss ihm das Wasser vom Dorf herunter entgegen, umströmte seine Schuhe und nahm zielstrebig seinen Weg zum Käsbach hinunter. Ferdinand-Josef hielt seinen Hut schräg neben den Kopf, so dass der Wind von seinem Gesicht und seinen Ohren abgehalten wurde. Einmal erhellte ein Blitz das Dunkel, und er konnte Finks erkennen und Göttersch daneben, und er war erleichtert, dass er schon fast oben angekommen war. Das gab ihm neue Kraft, und so watete er noch schneller durch die Wasserflut. Auf der Kreuzung angekommen, wunderte er sich nicht, dass in keiner der Wirtschaften etwas zu hören war. Bei dem Sauwetter bleibt man daheim, dachte er sich, wenn man denn kann.

Er wandte sich in Richtung Stockum und begann vorsichtig zu laufen, an der Dreschhalle vorbei und an der Schule. Bis hierher war es sein allmorgendlicher Weg, noch hundert Meter weiter geradeaus, dann wäre er schon beim Bürohaus vom Lürges, dem großen Backsteingebäude, in dem er arbeitete. Aber er folgte nicht seiner Gewohnheit, sondern bog in den Weg nach Rotzenhahn ein. An Braste Katchens Laden vorbei eilte er hinunter in Richtung Bahnhof. Gerne wäre er gelaufen, aber der Weg war zu steil: Die Nägel, mit denen seine Schuhe beschlagen waren, rutschten auf dem nassen Pflaster ab, so dass er immer einen Fuß auf dem Boden haben musste, um nicht hinzufallen.

Derweil hatte Maria ihre anfängliche Panik überwunden. Ein Dutzend Muttergottes hatten ihr dabei geholfen, und momentan sorgten sie dafür, dass die Wehen noch nicht kamen. Ein weiteres Dutzend Vaterunser hielten Hans-Josef in tiefem Schlaf und

sollten außerdem dafür sorgen, dass Ferdinand-Josef daran denken würde, bei seiner Schwester Louise in Rotzenhahn vorbei zu gehen und sie mitzubringen. Maria nahm den Rosenkranz vom Nachttisch und umklammerte dessen Kreuz mit beiden Händen. So ging sie zum Schlafzimmerschrank, dessen Tür laut knirschte, als sie sie öffnete. Die letzten Wochen hatte sie immer dafür gesorgt, dass viele saubere Tücher im Schrank waren, und heute war sie heilfroh dafür. Sie nahm einen Stoß davon heraus und legte sie auf den Nachttisch. Die Hebamme wird viel heißes Wasser brauchen, dachte sie und ging vorsichtig aus dem Schlafzimmer hinaus. Mit einer Hand klammerte sie sich an das Treppengeländer, mit der anderen an den Rosenkranz, als sie hinunter in die Küche ging.

Sie genoss die Wärme, die ihr entgegenströmte, denn oben gab es natürlich keinen Ofen. Maria ging zum Kohleherd und öffnete die Klappe des Wasserschiffs. Es war halb voll mit heißem Wasser, zu wenig für die Hebamme und natürlich zu kalt. Sie machte den Deckel wieder zu, um zuerst mehr Feuer zu machen. Zum Glück lag genug Holz gleich neben dem Ofen. Sie legte einige Scheite nach, aber nur so viele, dass der Herd nicht zu heiß würde. Dann wandte sie sich um zum Schrank, nahm den größten Topf heraus, der da war, und trug ihn zum Waschbecken. Sie drehte den Wasserhahn auf, füllte den Topf bis zum Rand mit dem eiskalten Wasser und schleppte die schwere Last dann zum Herd. Ängstlich überlegte Maria, wie lange es wohl dauern mochte, bis ihr Josef zurück wäre mit der Hebamme, und entschloss sich dann, den großen Topf in die Mitte des Herdes zu stellen, wo er am schnellsten heiß würde. Der Kessel, der ganz am Rand des Herdes stand, fiel ihr in die Augen. Sie packte ihn und merkte, dass er noch viel warmes Wasser vom Abendessen enthielt. Nach kurzer Überlegung leerte sie ihn ins Wasserschiff, um ihn erneut am Wasserhahn zu füllen und ihn ganz an den Rand der Herdplatte zu stellen, so dass er nur ganz allmählich erhitzt würde. Endlich waren ihre Hände nun wieder frei, und während sie die Treppe hinauf zum Schlafzimmer ging, begann sie den Rosenkranz zu beten.

Unterdessen hatte Ferdinand-Josef den Rotzenhahner Bahnhof erreicht, wo es flach wurde, und nun lief er über die Gleise auf die Käsbachbrücke zu. Im Licht eines Blitzes konnte er sehen, wie das Wasser bis fast an die Unterkante der Brücke gestiegen war. Braun und wild schoss es in Richtung Büdingen und riss auf 10 Metern Breite alles mit, was es erwischen konnte.

Den steilen Weg hoch nach Rotzenhahn marschierte er wieder mit großen Schritten, und auch im Dunkeln fand er mühelos den Weg zum Haus von Marie, der Hebamme, denn dort war er ja schon öfters gewesen.

Marie war losleerisch⁴ und wohnte mit ihren beiden Brüdern August und Wilhelm zusammen, die ebenfalls nie geheiratet hatten. Er klopfte an die Tür und wartete. Als sich aber nichts regte, dachte er sich, dass sie sein Klopfen vielleicht nicht gehört hätten wegen dem Sturm, und so schlug er mit der Faust gegen das Holz der Tür.

⁴ losleerisch: „losledig“: unverheiratet

Schließlich öffnete sich die Tür einen Spalt, und die Kontur eines Männerkopfes wurde im dämmrigen Licht des Hausinnern sichtbar. Ferdinand-Josef erkannte sein Gegenüber und sagte hektisch: „Genomend⁵, Wilhelm, ich bin's, der Josef, Marie muss kommen, Maria kriegt ein Kind.“

„Da hat sie sich ja das richtige Wetter ausgesucht.“

„Ich kann ja nichts dafür.“

„Marie! Der Dewalds Josef ist da. Maria kriegt ein Kind. Du musst gehen.“

Ferdinand-Josef hörte Marie etwas murmeln. Dann tauchten Ihre Umrisse im matten Halbdunkel des Eingangs auf, und sie schaute zur Tür hinaus: „Genomend, Josef, wie geht es ihr?“

Ferdinand-Josef zögerte ob der Gegenwart von Wilhelm, aber dann flüsterte er ihr zu: „Das Wasser ist schon gekommen.“ worauf sein Blick etwas verlegen in Richtung Wilhelm fällt.

„Ich komme sofort, Josef.“ sagte Marie.

„Willst Du reinkommen solange?“ , fragte Wilhelm.

„Nein ich bin ja ganz nass.“

„Komm doch in den Eingang, dann kann ich zumachen“.

„Mach nur zu, ich warte hier.“

Wilhelm ging einen Schritt zurück: „ Jetzt komm schon rein.“

Ferdinand-Josef schüttelte sich das Wasser von seinem Mantel, ging einen Schritt hinein und hielt dabei seinen Hut zur offenen Tür hinaus, um auch ihn abzuschütteln. Endlich kam er dann ganz hinein und zog die Tür hinter sich zu, die zuerst quietschte und dann laut ins Schloss fiel.

„Sauwetter.“

„Ja, wenn es so ist, bleibt man am besten daheim“

Es folgte ein langes Schweigen, und die Männer lauschten, was Marie so machte. Ab und zu war ein Rascheln zu hören, dann ein Scheppern, dann klackte etwas.

„Wie macht sich Dein Junge?“

„Hans-Josef geht's gut.“

Und nach einem weiteren Schweigen:

„Wie läuft es im Bruch?“

⁵ Genomend: "Guten Abend"

„Langsamer als im Sommer, aber es läuft.“

Da tauchte Marie auch schon auf mit ihrer ledernen Tasche. Eilig zog sie ihren Mantel über den dicken Pullover, den sie bereits anhatte, und legte dann ihre Schuhe an. Schließlich griff sie nach ihrem leinenen Kopftuch, das sie vor dem Regen und dem Wind schützen sollte, und band es sich um den Kopf, wobei sie darauf bedacht war, die Ohren ganz zu bedecken. Ferdinand-Josef packte ihre Hebammentasche, und beide gingen los.

Anfangs wehte Maries Leinenrock im Sturm, aber bald schon war er so nass und schwer, dass er bis zu ihren Schuhen schlaff herunterhing. „Ist jemand bei Maria?“

Ferdinand-Josef versuchte eine Weile den Sinn dieser Frage zu verstehen, um dann zu erwidern: „Hans-Josef ist natürlich da.“

Marie stockte der Atem ob dieser Antwort, und sie verfluchte die Dummheit der Männer, die sie schon so oft fassungslos gemacht hatte. „Bei Hans-Josefs Geburt war Louise mit dabei.“, sagte sie.

Ferdinand-Josef glaubte nun zu verstehen: „Nein, die ist nicht da.“

„Dann lauf jetzt schnell zu ihr, und sag ihr, sie soll kommen. Gib mir solange die Tasche.“

Ferdinand-Josef tat, wie ihm geheißen, und rannte los. Er selbst war in Rotzenhahn geboren, und seine Schwester Louise wohnte nur zwei Straßen weiter, so dass er schon bald an ihrer Tür klopfte.

Sein Schwager Christian machte die Tür einen Spalt auf: „Wer ist da?“

„Ich bin es, der Josef. Maria kriegt ein Kind. Kann Louise kommen?“

Die Antwort brauchte eine Weile: „Bei dem Wetter?“

Ferdinand-Josef war gereizt: „Hat sich Maria ausgesucht.“

„Louise! Der Josef ist es! Maria kriegt ein Kind.“ Schnelle Schritte waren im Hausinnern zu hören, dann erkannte er Louises Umrise.

„Ist Marie schon bei ihr?“ fragt sie.

„Sie ist unterwegs und sagt, Du sollst kommen.“

„Ich komme sofort!“

„Ich muss schon vorlaufen und Maries Tasche tragen“, sagte Ferdinand-Josef.

Louise zögerte, dann sagte sie: „Gut, ich hol Euch schon ein.“, und schon verschwand sie im Hausinnern, um sich warm anzuziehen.

Christian protestierte: „Du kannst nicht bei der Dunkelheit und dem Sturm allein nach Püschchen laufen.“

„Marie ist noch nicht weit“, versuchte Ferdinand-Josef zu beschwichtigen, „Sie geht jetzt erst zum Bahnhof runter. Louise hat uns bis zum Bahnhof eingeholt.“, und schon lief er los.

„Warte doch, Josef!“

Aber der war schon weg.

Während Ferdinand-Josef zum Bahnhof hinunter eilte, ärgerte er sich, und er zürnte der Hebamme: Wegen diesem Weib musste seine Schwester nun alleine durch Nacht und Sturm laufen. Und sein Schwager musste ihn für einen Unmensch halten, seiner Schwester so etwas abzuverlangen!

In seinem Ärger beschleunigte sich Ferdinand-Josefs Schritt immer mehr, bis er schließlich viel zu schnell unterwegs war für die Nässe und die Dunkelheit. Als er dann unverhofft mit seinem rechter Fuß in eine tiefe Pfütze trat, da rutschte er aus, stolperte, drehte sich, und um ein Haar wäre er auch noch zu Boden gefallen. Als der Schreck vorbei war, beschloss er, lieber vorsichtiger weiter zu gehen. War ihm doch egal, wenn diese Hebamme ihre Tasche noch selber schleppen musste!

Auf der Höhe des Friedhofs aber vernahm er plötzlich eine Stimme, die rief: „Josef?“

Er erschrak nur kurz. „Marie?!“ rief der dann mit fester Stimme.

„Komm“, sagte Marie, „hier, nimm meine Tasche.“

Während die beiden den restlichen Weg zum Bahnhof hinunter marschierten, spürte Ferdinand-Josef das Gewicht von Maries Tasche immer mehr in seinem Arm, und so wechselte er sie auf die andere Seite. Mehr noch als ihr Gewicht machte ihm aber das Scheppern in der Tasche zu schaffen. Diese Hebamme mit ihrem Hexenwerkzeug! Was da nur alles drin sein mochte, und was da nur so vor sich ginge während einer Geburt! Von Zangen wusste er ganz sicher etwas und von Zangengeburt, aber auch von Messern und Scheren, von Nähzeug und Klemmen, Wurstkordel und Stricknadeln war in Finks schon die Rede gewesen. Und dann brauchte sie immer kochendes Wasser. Sogar ein Brecheisen und eine Brustleier hatte ein Bellinger einmal erspäht bei einer Geburt! Dem Gewicht der Tasche und dem Scheppern nach war alles möglich!

„Louise!“ schrie Ferdinand-Josef in Richtung Rotzenhahn.

„Josef“ hallte es aus der Ferne zurück. Sie war also unterwegs.

„Wir sind gleich am Bahnhof“ rief er in die Nacht.

Bevor sie die Käsbachbrücke überquerten, bekreuzigte sich die Hebamme und murmelte ein kurzes Gebet, denn sie wusste, wie hoch das Wasser schon seit Tagen stand und wie sehr es der Brücke zusetzte. Als die beiden bei Stacker-Millersch vorbei kamen, wo der Frosch⁶ sein Bier verkaufte, ließ der Wind etwas nach, und den Weg nach Stockum hoch peitschte der Regen nicht mehr ganz so stark auf ihre Mäntel, sondern fiel fast senkrecht von oben, so dass Ferdinand-Josef seinen Hut nicht mehr festhalten musste. Unheimlich, ja gespenstisch kam dem die plötzliche Besserung des Wetters vor, und so schielte er misstrauisch zur Hebamme hinüber und fragte sich, was die da wohl eben für einen Hexenreim aufgesagt haben mochte.

Kaum wiederzuerkennen war er, der Josef, dachte Marie, sah ganz zerzaust aus, und nervös war er, so wie alle, wenn sie sie holen kamen. Natürlich versuchte er, es nicht zu zeigen, aber ihr konnte keiner was vormachen. Dafür machte sie ihren Beruf schon zu lange. In der Kirche, dachte sie, hatte er immer so einen schönen Anzug an, und die Kette seiner goldenen Uhr hing dann vom Knopfloch hinüber zur Seitentasche seiner Jacke. Mit wichtiger Geste zog er sie dann und wann heraus, um nach der Uhrzeit zu sehen oder um sie aufzuziehen. Heute war nichts zu spüren von Josefs Stolz: Zu sehr war er damit beschäftigt, seine Aufregung und seine Angst zu überspielen, und seine Kleider hingen nass an ihm herunter.

„Louise!“ schrie Ferdinand-Josef wieder, als sie an Braste Katchens Laden vorbei kamen.

„Josef!“

Louise war nicht mehr weit weg, und oben an der Kreuzung kam man gemeinsam an.

Als die drei kurze Zeit später an Jakobs Vronchens Laden vorbei schritten, hatte der Regen ganz aufgehört, und Ferdinand-Josef war sich endgültig sicher: Diese Hebamme stand mit dem Teufel im Bunde!

Josef war schon ein interessanter Mann, dachte Marie: War nach Amerika gegangen, um sein Glück zu suchen, und er hatte es auch gefunden: Hatte Eisenbahnlinien gebaut quer durch die Neue Welt und sich dabei hochgearbeitet zum Ingenieur oder so was, und als er dann nach vielen Jahren zurück gekommen war in den Westerwald, hatte er seine amerikanische Frau dabei und deren Schwester. Und viel Geld offenbar, denn sofort hatte er sich zwei riesige Stücke Land gekauft und dieses schöne große Haus gebaut. Und weil sich seine amerikanischen

⁶ Frosch: Spitzname des Gastwirts

Ladys offenbar nicht auf Hausarbeit verstanden, hatte er auch noch ein Hausmädchen aus Limbach angestellt.

Gute Arbeit zu finden, war auch kein Problem für ihn gewesen, und so hatte er den Lürges, den ersten Steinbruch bei Stockum, komplett neu geplant und umgebaut, und heute war er dort der Betriebsleiter. Die Arbeiter hatten es jetzt gut dort: Der Brecher stand schon immer direkt an den Gleisen der Bahnlinie von Limburg nach Hachenburg, so dass Schotter und Split sofort auf Zugwagen verladen wurden. Und die Schienen von der Bruchwand zum Brecher hatte der Josef genau so verlegt, dass die vollen Loren alleine hinunterfahren und, dort geleert, mit einer Seilwinde einfach wieder nach oben gezogen werden konnten. In den anderen Brüchen war das alles nicht so perfekt gemacht, und die Arbeiter mussten die vollen Loren zum Brecher schieben oder ziehen. Jedenfalls hatte sie das so gehört.

Vor einigen Jahren war dann die Schwester von Josefs Frau gestorben, und später dann, vor sechs oder sieben Jahren hatte ihn der größte Schicksalsschlag getroffen: Seine Frau war gestorben. Plötzlich wäre er ganz allein in seinem Haus gewesen, aber was hatte er gemacht? Hatte sein Limbacher Hausmädchen geheiratet! Marie musste lächeln, wenn sie daran dachte: Maria war noch keine Dreißig und Josef sicher schon Fünzig. Das war schon ein lustiges Paar!

Als sich die drei endlich dem Haus näherten, erleuchtete ein gewaltiger Blitz die Nacht, und für Sekunden war ganz Bellingen taghell erleuchtet. Die hatten noch viele Dächer aus Stroh, die Bellingener, dachte sich Louise, fast keiner hatte Schiefer auf dem Dach. Was werden die gebangt haben im Sturm der letzten Tage. Zum Glück waren in Rotzenhahn, Stockum und Püschchen fast alle Dächer mit Schiefer beschlagen. Da konnte man ruhig schlafen, auch wenn es stürmte.

Endlich war das Haus erreicht, und Ferdinand-Josef schritt voran über den Eingangsweg, öffnete die Haustür und ging hinein. „Wir sind da!“, rief er, stellte die Tasche ab und hängte seinen Hut auf. Die beiden Frauen folgten ihm. Alle drei legten sie dann ihre Mäntel ab, und die Frauen nahmen ihre Tücher vom Kopf.

„Louise, sieh bitte nach, ob heißes Wasser da ist.“ sagte Marie, „Wir brauchen ganz viel ganz heißes Wasser. Es muss fast kochen, und am besten zwei große Töpfe voll!“, sagte die Hebamme, und ihre Schuhe stampften laut auf der Holzterasse, während sie mit ihrer Tasche nach oben ging.

Louise ging zur Küche, und als sie die Tür öffnete, erschrak sie darüber, wie heiß es dort war. In dem großen Topf auf dem Herd kochte es, und es dampfte unter dem Deckel hervor. Auch der Kessel stand dampfend am Rand der Herdplatte, und Louise fragte sich, wieso er nicht piff. Das war knapp, dachte sie, ob das Maria gewesen war? - Natürlich, Maria musste das Wasser auf den Herd gestellt haben,

wer sonst? Louise schüttelte verständnislos den Kopf. Sie nahm sich zwei Lappen und zog den Kessel vom Herd. Dann packte sie den großen kochend heißen Topf mit beiden Armen und trug ihn hoch ins Schlafzimmer.

Als Maria sie erblickte, rief sie: „Louise! Gottseidank bist Du da! Ich habe so gebetet, dass Josef an Dich denkt!“

Louise lächelte Maria an: „Josef ist ein Engel.“, und auch die Hebamme musste lächeln.

Ferdinand-Josef war derweil in die Stube gegangen, und während er sich nun setzte, schüttelte er den Kopf und sagte leise zu sich: „Was für ein verfluchter Tag! Wieso glaubt heute jedes Weib, es kann mich herumkommandieren? Geh nach Rotzenhahn, lauf durch den Sturm, geh Deine Schwester holen, trag meine Tasche!“ Ingenieur war er, Bruchmeister, Betriebsleiter, und niemand hatte ihn herum zu kommandieren! Er war es, der sagte, was zu tun war, und nicht irgendwelche Weiber!

Seine Uhr, die die ganze Zeit auf ihn gewartet hatte, stand auf viertel vor Zehn. Höchste Zeit zu schlafen. Um Fünf war die Nacht vorbei, denn natürlich war er der erste, der morgens kam, und der letzte, der abends ging. Aber wo sollte er schlafen? Es gab da noch das dritte Zimmer oben, aber er wollte nicht hoch zu den Frauen und zu Hans-Josef. Maria würde wieder mitmachen wie ein Stück Vieh, und er wollte nicht wachgehalten werden von ihrem Wehgeschrei. Er stand auf, ging zum Treppenhaus und rief hinauf: „Louise?“ „Louise, wirf mir eine Decke runter - und ein Kissen.“ Er würde in der Stube schlafen.

Seine Schwester brachte ihm eilig das Kissen und zwei Decken aus Schafswolle hinunter, und mit all diesen Sachen im Arm begab er sich nun durch den Gang in die Stube und betätigte den Lichtschalter neben der Tür. Die große Lampe in der Mitte der Decke ging an und beleuchtete den Raum. Ferdinand-Josef zog die Tür hinter sich zu und atmete einige Male tief durch. Ganz langsam wurde er nun etwas ruhiger. Und als er fühlte, dass er jetzt endlich seine Ruhe hätte, ihn niemand mehr stören käme, da legte sich allmählich auch sein Groll. Vor sich, in der hinteren rechten Ecke des Zimmers, sah er das schöne Vertiko mit den beweglichen Spiegelbestückten Flügeln. Sein Blick schweifte nach links hinüber, an den weißen Vorhängen des Fensters vorbei zur linken Wand, an der das Sofa stand mit den großen runden Armlehnen, und weiter zum Ofen in der Zimmerecke, der natürlich kalt war. Während er auf das Sofa zuging, fragte sich, ob er wirklich darauf schlafen könnte. Er legte die Decken und das Kissen auf das Sofa und begann, mit den Armlehnen zu hantieren. Die waren nur irgendwie eingehakt, und so gelang es ihm schließlich, sie auszuhaken und abnehmen, so dass es ihm nun genug Platz zum Liegen bot.

Ganz wie ein Hund muss ich nicht schlafen, dachte er, während er sich bis auf die Unterwäsche auszog. Er legte seine Uhr auf das Vertiko und brachte seine Kleider in die Küche, wo er sie zum Trocknen aufhing, denn morgen früh würde er sie wieder brauchen. Zurück in der Stube, war sein Groll vollends verflogen, und als er dann die Tür hinter sich geschlossen hatte, hielt er einen Moment inne und dachte sich: Wenn nur alles gut ginge, wenn doch nur alles gut ginge! Immer wieder hörte man von Frauen, die im Kindbett starben. Und er wusste nur zu gut: Der Tod kam dann, wenn man am wenigsten mit ihm rechnete: Sechs Jahre war es her, dass seine erste Frau gestorben war. Und vor zwei Jahren war dann Laura gestorben, sein und Marias erstes Kind. Keine zwei Jahre war sie alt geworden, dann hatte eine Lungenentzündung sie dahingerafft. Er ging zu seinem Nachtlager und bettete sich. Alles, was man tun konnte, so dachte er, war beten. Und demütig sein. Und glauben, dass der Herrgott über seinem Hause wachte.

Als Ferdinand-Josef erwachte, wunderte er sich über den Schmerz in seinem Rücken, bis ihm einfiel, dass er ja auf dem Sofa lag. Von oben vernahm er Stimmen, die sein Herz laut klopfen ließen. Nein, das waren nicht mehr die Wehschreie, die ihn nicht hatten einschlafen lassen gestern; das waren aufgeregte, frohe Frauenstimmen. Sollte tatsächlich alles gut gegangen sein? Er erhob sich von seinem Sofa, tastete sich in der Dunkelheit vorwärts bis zum Lichtschalter und machte die Lampe an. Wie spät mochte es sein? Sein Blick wanderte zur Wanduhr: Halb Fünf. Und weil er keinen Regen mehr hörte wie die ganzen letzten Tage, ging er zum Fenster und öffnete es, um die Läden aufzuklappen. Es hatte tatsächlich aufgehört zu regnen, und die kalte Dunkelheit der Nacht war von Nebel erfüllt. Er schloss das Fenster wieder, um sich auf den Weg zur Küche zu machen und sich anzuziehen. Als er aber im Gang unterwegs war, kam auch schon die Hebamme zur Treppe hinunter gestürmt, denn sie hatte ihn gehört: „Komm hoch, Josef! Sieh Dir an, was Maria für ein Wunder vollbracht hat!“

Es war doch nicht zu fassen: Musste dieses latze Mensch⁷ ihn in seiner Unterwäsche sehen? Eilig flüchtete er in die Küche, wo er verärgert feststellte, dass seine Hose noch immer nass war. Vorsichtig streckte er einen Kopf zur Küchentür heraus in den Gang: „Louise! Ich brauche eine trockene Hose und ein Hemd!“

Und schon kam Louise herunter zu ihm und brachte ihm beides, und ein paar trockene Socken noch dazu: „Zieh Dich schnell an und komm hoch, Du wirst staunen!“

Ferdinand-Josef zog sich eilig an, und während er die Treppe hinaufging, begann sein Herz wieder laut zu schlagen. Oben neben der Schlafzimmertür standen Marie und Louise und lächelten ihm aufgeregt entgegen, aber er würdigte sie keines Blickes, sondern ging stumm, mit ausdruckslosem Gesicht an den beiden vorbei in den Raum und schloss die Tür hinter sich.

⁷ latzes Mensch: etwa: verdammtes Weib

Da stand das eheliche Bett mit weißen Laken frisch bezogen, und inmitten dieser leuchtend-weißen Pracht lag Maria sanft gebettet - wie in einem Meer von Apfelblüten, so schien es Ferdinand-Josef, und er sah ihr glückliches Gesicht, umrahmt von ihrem langem schwarzen Haar.

„Josef“, lächelte sie ihm entgegen, „sieh nur!“

Und Ferdinand-Josef, dem das Herz nun bis zum Halse schlug, ging sacht am Bett entlang zu seiner jungen Frau und lächelte sie an. Da musste noch etwas liegen unter Marias Bettdecke, etwas, das sie warm und geborgen hielt an ihrer Brust. Sanft schob Maria die wärmende Decke ein kleines Stück zur Seite, und Ferdinand-Josefs Blick fiel auf das kleine Bündel Leben, das eben erst das Licht der Welt erblickt hatte. Aufgeregt strahlte er: „Ein Mädchen?!“

Maria flüsterte nickend: „Ja.“

„Sie sieht Dir so ähnlich, Maria! Hast Du ihre Augen gesehen?“

„Findest Du?“

„Sie ist genau so wunderschön wie Du!“

Marias Lächeln wurde zu einem Strahlen, und ihr glückseliger Josef fragte: „Hast Du schon einen Namen für sie?“

„Ja, Josef, lass sie uns Elisabeth nennen!“